

# Mann SUCHT Frau

## Geschlechtsspezifische Aspekte von Abhängigkeit

*Am 23. April fand in München das 7. Suchtforum statt. „Mann SUCHT Frau“ – unter diesem Motto diskutierten Ärzte, Apotheker und Psychologische Psychotherapeuten geschlechtsspezifische Aspekte von Sucht und Abhängigkeit. Organisiert wurde die Veranstaltung im Klinikum Großhadern in München von der Bayerischen Landesapothekerkammer, der Bayerischen Akademie für Suchtfragen, der Bayerischen Landesärztekammer und der Bayerischen Landeskammer der Psychologischen Psychotherapeuten und der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten.*



Mit über 350 Teilnehmern war das 7. Suchtforum komplett ausgebucht.

Eine Besorgnis erregend hohe Zahl an Menschen in Deutschland lebe mit einer manifesten Abhängigkeit. Auffällig sei dabei, dass sich deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede im Suchtverhalten ausmachen lassen: Alkoholismus und der Konsum von illegalen Drogen betreffe klassischerweise eher Männer. Eine typische Frauensucht sei hingegen die vermehrte Einnahme von psychoaktiven Medikamenten. Bei Verhaltenssuchten sei zum Teil eine ähnliche Differenzierung möglich: Bei Männern dominiere die Glücksspielsucht. Frauentypisch sei dagegen zum Beispiel die Kaufsucht. Ein Hauptgrund für diese geschlechtsspezifischen Besonderheiten liege im gesellschaftlichen Wandel der vergangenen Jahre, betonten unisono alle Referenten. Er habe zu einer nachträglichen Veränderung des Rollenverständnisses von Mann und Frau geführt. Diese Veränderungen können für Betroffene Stress bedeuten. Psychische Konstellationen mit Stress und neuen Belastungen seien dabei immer ein Risikofaktor für Sucht und Abhängigkeit. Frauen und Männer gingen mit Veränderungen nicht nur unterschiedlich um, auch im Suchtverhalten würden sich geschlechtsspezifische Merkmale zeigen.

### Heftige Auseinandersetzungen in der „Frau und Sucht“-Bewegung

„Seit den Achtzigerjahren gibt es Forderungen nach frauengerechten Angeboten in der Suchthilfe“, erklärte Professorin Dr. phil. Irmgard Vogt von der Fachhochschule Frankfurt am Main. „Vor knapp 30 Jahren war die Diskussion um Männer- und Frauenrollen stark von Klischees geprägt“, so Vogt weiter. „Männer sind als stark, aktiv, rational und beschützend bezeichnet worden. Sie waren für das materielle Wohlergehen der Familie zuständig. Frauen hingegen galten als schwach, passiv, emotional und Schutz suchend.“ Laut Vogt wurde damals diskutiert, dass Frauen anders als Männer behandelt werden sollten. Es gab aber keine empirischen Belege für diese Annahme. Auch heute noch würde angenommen, dass die Behandlung in einer Fraueneinrichtung erfolgreicher sei, als die Behandlung in einer „gemischtgeschlechtlichen“ Einrichtung. Die „Frau und Sucht“-Bewegung habe entscheidend dazu beigetragen, dass sich die Behandlungen in allen Angebotstypen für Süchtige verändert habe. Sie seien durchweg geschlechtssensibler geworden.

Vogt wünscht sich „die Differenzierung sollte weitergehen und im Rahmen der bestehenden Einrichtungen ausgebaut werden“.

### Oniomanie: Das Produkt selber will man gar nicht mehr haben

„Glücksspielsucht, Kaufsucht und Online-Sucht sind klassische Verhaltenssuchten mit eingengten Verhaltensmustern, Kontrollverlusten, Entzugssymptomen und schädlichen Konsequenzen“ erläuterte Diplom-Psychologin Chantal Mörsen vom Klinikum und Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie in Mainz. Süchtiges Verhalten sei erlerntes Verhalten. Modelle zur Entstehung und Aufrechterhaltung von Verhaltenssuchten würden Umweltfaktoren, Prädispositionen, auslösende und aufrechterhaltende Bedingungen untersuchen. Mörsen erklärte, dass bei Verhaltenssuchten eine Steigerung notwendig sei, dass der Einsatz erhöht werden müsse, dass mehr Zeit aufgewendet würde, um immer wieder den Kick zu erreichen. Männer seien zweibis dreimal häufiger von Glücksspielsucht betroffen, als Frauen. Die Spielmotivation bei Männern sei hauptsächlich das „Sensation See-

king". Frauen würden das Spielen häufig als Coping-Strategie einsetzen und dadurch versuchen, vor Problemen zu fliehen. „Als Ursache für die Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Prävalenz, des Spielverhaltens und der Risikofaktoren werden genetische, soziologische, motivationale und ökonomische Faktoren angenommen" beschreibt Mörsen.

Bei Frauen trete deutlich häufiger die Kaufsucht auf. Das zeige sich zum Beispiel beim exzessiven Kaufen von unnötigen Dingen und der intensiven Beschäftigung mit dem Kaufen. „Der eigentliche Kick für die Kaufsüchtigen ist das Bezahlen an der Kasse. Das Produkt selbst ist völlig uninteressant", so Mörsen. Stehen bei der Kaufsucht angeblich die Frauen im Vordergrund, so seien es bei der Spielsucht die Gruppe der jungen Männer. Bis auf das Glücksspiel würden aber immer noch empirische Daten zu den Verhaltenssüchten fehlen.

## „Süchtige Frauen sind Schlampen, süchtige Männer sind Helden“

„Frauen werden stigmatisiert, wenn sie süchtig sind", erklärte Matthias Bastigkeit, Chefredakteur der Zeitschrift *Geriatric-Report*. Auch Dr. Thorsten Kienast, Oberarzt an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Charité – Universitätsmedizin Berlin, Campus Charité Mitte,

bestätigte: „Männer haben ein geringeres soziales Stigma abhängig zu sein, wie Frauen". Aus seiner Erfahrung hätten Männer dafür höhere Rückfallquoten in der Therapie. „Männer sprechen weniger über Gefühle und nicht über ihre Schwächen", so Kienast. Doch gerade das wäre für den Erfolg einer Therapie sehr wichtig. Er war außerdem überrascht über die hohe Teilnehmerzahl im voll besetzten Vorlesungssaal in München-Großhadern: „Ich bin beeindruckt, dass anscheinend in Bayern das Thema Sucht ein Blockbuster ist". Kienast gab noch einige interessante Einblicke in die neurobiologischen Hintergründe der Sucht: „Warum können diese Menschen nicht mehr Nein sagen?". Die Hauptantriebsfaktoren beim Menschen seien Sexualität und Geld. Im Gehirn gäbe es eine Art Belohnungszentrum: der Nucleus accumbens. Dieser Gehirnteil könne auch durch das ständige Wiederholen von bestimmten Tätigkeiten aktiviert werden. Es würde sogar eine Art „Magnetverhalten", teilweise auch gegen den eigenen Willen, entstehen. Kienast verglich dies mit Lerneffekten durch oftmaliges Wiederholen. Dadurch würden Handlungs-Templates (Handlungs-Schablonen) im Gehirn gespeichert. Sensitivierung sei das Geheimnis der Sucht.

Zum selben Thema findet am 24. September 2008 in Nürnberg das nächste Suchtforum statt.

Jodok Müller (BLÄK)



Zeichnung: Reinhold Löffler, Dinkelsbühl.

## Indianer und Hühnersuppe

Die Zeitschrift „Medical Tribune“ berichtete kürzlich über die unterschiedliche Wahrnehmung von Krankheiten bei Frauen und Männern. Männer würden auf „Mister-immer-fit“ getrimmt und versuchten Symptome wie Husten und Schnupfen zu ignorieren, bis ihr Gesundheitssystem kapituliert. „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“ – das müssen die Männer anscheinend immer wieder einmal beweisen. Aber offensichtlich erlauben auch die männlichen Gene dem Mann kein angemessenes Gesundheitsverhalten. Die moderne „Gender-Medizin“, die sich mit solchen meist geschlechtsspezifisch bedingten Unterschieden im Verhalten von Frauen und Männern beschäftigt, hat herausgefunden, dass Männer zum Beispiel die frühen Erkältungssymptome einfach später bemerken als Frauen. Und was wird dagegen empfohlen? Hühnersuppe. Genauer gesagt: Eine liebevoll gekochte Hühnersuppe mit fünf Sterne Service. Die Mischung aus hausgemachter Hühnersuppe und „liebevolles Umsorgen des Erkrankten“ habe gleich eine doppelte Wirkung: Wertvolle Vitamine, Mineralstoffe und hochwertige Eiweiße für die Stärkung des Immunsystems und das Kümmern und Umsorgen reduziert die berufliche und soziale Stressbelastung. Das Immunsystem kann sich dann auf seine Hauptaufgabe, nämlich die Infektabwehr, konzentrieren. Das klingt für mich ja alles noch recht logisch. Was ich aber nicht so ganz verstehe: Das muss doch dann bei Frauen auch wirken? Medizinisch gesehen ist es wahrscheinlich egal, ob Frau oder Mann. Hauptsache Hühnersuppe und liebevolles Umsorgen. In mir keimt aber der wissenschaftlich nicht begründbare Verdacht, dass Männer eventuell den starken Indianer mimen könnten, um dann umso mehr in den Genuss von Zuwendung und fürsorglichen Ritualen zu kommen. Vielleicht gar nicht mal bewusst – aber auch solche (erlernten) Verhaltensmuster sollen laut Genderforschung ja „vererbbar“ sein.

Ihr

MediKuss